

Ungehaltene Dialoge

Zur Fortentwicklung soziologischer Intradisziplinarität¹

Stefan Hirschauer

Seit gut drei Jahren laboriert die deutsche Soziologie an einem professionspolitischen Konflikt, der durch die Gründung der sogenannten ›Akademie für Soziologie‹ (AS) 2017 ausgelöst, wenngleich nicht verursacht wurde. Einem Gründungsaufruf folgte ein Gründungsakt in Mannheim, eine Stellungnahme des DGS-Vorstands, eine emotional bewegte Mitgliederversammlung auf dem Göttinger DGS-Kongress 2018 und mancher argumentative Schlagabtausch über verschiedene Medien.² Was eine respektable neue Vereinigung für analytisch-empirische Sozialforschung (im weiteren Feld der quantitativen Sozialforschung) hätte werden können, wurde durch diverse Verlautbarungen und strategische Züge (darunter die prätentiose Selbstbeteiligung) zu einer kleinen Konkurrenzorganisation der DGS, im Séparée des

1 Dieser Beitrag ist die ausgearbeitete Fassung eines Vortrags, der am 15. September 2020 auf dem Plenum »Un-Ordnung oder Um-Ordnung? Soziologie zwischen Multiparadigmatik und Einheitswissenschaft« des letzten DGS-Kongresses gehalten und am 21. September 2020 über *Soziopolis* distribuiert wurde. Kritischen Rat bei der Ausarbeitung boten die Kolleg:innen Gabriele Rosenthal, Stefan Hradil, Thomas Scheffer, Jörg Strübing, Herbert Kalthoff und eine freundliche Kollegin aus der analytisch-empirischen Soziologie, die es vorzieht, ungenannt zu bleiben.

2 Der Verfasser war verschiedentlich daran beteiligt, etwa in der *Zeitschrift für theoretische Soziologie*, bei der Hartmut Esser eine Kommentierung seines Aufsatz von 2018 durch mich anregt hatte, sowie beim ›Soziologischen Aschermittwoch‹ anlässlich des 100jährigen Jubiläums des Kölner Instituts für Soziologie im März 2019. Meine persönliche Wahrnehmung des Konflikts bestand darin, dass die AS mit ihrem Gestus und ihren Verlautbarungen sehr laut in einen dunklen Wald hineingerufen hatte und ein ebenso hörbares Echo Orientierung bieten könnte. Eine distanziertere Analyse der Diskursstrategien (der Claims und der konstruierten Selbst- und Fremdbilder) als *boundary work* bietet Kitzing (2020).

Faches. Dieser Beitrag macht einen Versuch, den Konflikt aus einer wissenschafts- und konfliktsoziologischen Perspektive zu verstehen und mögliche Wege der Konfliktlösung zu skizzieren. Die Grundidee des Beitrags ist, dass die Lagerung der Soziologie als allgemeine Wissenschaft vom Sozialen zwischen einer großen Zahl von Nachbarfächern, die erhebliche Fliehkräfte ausüben, nur eine konfliktfreundige Einheit des Faches erlaubt.

Konflikte haben ihre eigene Dynamik, sie saugen Themen an, sie mobilisieren Stereotype und sie polarisieren ihr Publikum so gut sie eben können in zwei Lager; und wenn sie produktiv sind, in solche, denen am Ende niemand mehr angehören möchte. Irgendwann haben Parteien wie Publikum genug und Einheitswünsche wachsen. In diesem Sinne spannte der Call zum ersten Plenum des vergangenen DGS-Kongresses die Soziologie zwischen Multiparadigmatik und Einheitswissenschaft. Dabei werden die meisten Soziolog:innen den bestehenden »fragmentierten Pluralismus« (so der Call) für ein Problem halten, aber eine »Einheitswissenschaft« auch nicht für die Lösung. Denn würde unser Fach anstreben, eine einheitliche Wissenschaft zu sein, ginge das nur unter Zahlung eines von drei hohen Preisen: entweder den Preis hegemonialer Ausschlussgesten oder Selbstexklusionen (wie wir sie erlebt haben); oder die Beschwörung allerkleinster gemeinsamer Nenner mit zu geringem Distinktionswert gegenüber Nachbarfächern; oder aber die Priorisierung bestimmter Gegenstände und Fragestellungen unter Verzicht auf den Anspruch, die *allgemeine* Wissenschaft des Sozialen zu sein.

Was heißt das nochmal? Es bedeutet einen diskursiven Raum zu gestalten für die Erforschung *aller Teilbereiche* der Gesellschaft, für die es doch auch eigene Sozialwissenschaften gibt; für *alle Ordnungsebenen* von den kleinsten zu den größten Einheiten, obwohl schon dies auf völlig unterschiedliche Methoden verpflichtet; und für eine Mehrzahl anspruchsvoller *Paradigmen*, wo sich andere Fächer auf ein oder zwei beschränken. Die epistemischen Register der Soziologie reichen von der phänomenologisch genauen Beschreibung und der hermeneutischen Fallrekonstruktion über die historisch-genetische und die funktionale Erklärung sowie die mathematisch raffinierte Kausalanalyse bis zur theoretischen Kunst der Vermutung und Begriffsfindung. Das ist die Ambition und der Reichtum der Soziologie. Und ihr Problem. Die allgemeine Wissenschaft des Sozialen zahlt für ihren unbescheidenen Verzicht auf Spezialisierung, für die Größe ihres Geltungsbereichs und den Reichtum ihrer Register mit einem Verlust an disziplinärer Homogenität und Geschlossenheit.

Ich werde im Folgenden vier Fragen an diese Ausgangslage knüpfen: (1) Welche Art von Einheit kann es für die allgemeine Wissenschaft des Sozialen geben? (2) Welche diskursiven Bedingungen braucht *intradisziplinäre* Integration? (3) Welche fachlichen Strukturen lassen sich für welche Sachkonflikte nutzen? (4) Welche organisatorischen Konsequenzen bieten sich an?

1. Welche Art von Einheit kann es für die allgemeine Wissenschaft des Sozialen geben?

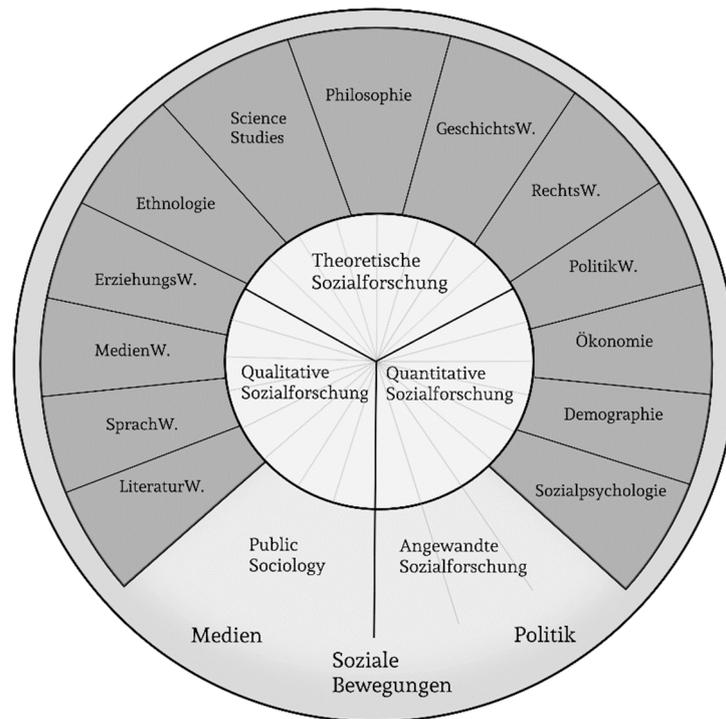
Welche Art von Einheit lässt sich in einem so breit aufgestellten und heterogenen Fach wie der Soziologie herstellen? Ich meine, dass sich die Seiten des Konflikts in einer internen Arbeitsteilung des Faches formiert haben, die einerseits an seinen enorm unterschiedlichen Gegenstandsbereichen gewachsen ist, andererseits aber auch auf seine Lage zwischen externen Nachbarn bezogen, von außen nach innen zu verstehen ist. Unser Fach hat starke Verbindungen zur Politik-, Bevölkerungs-, Rechts-, Wirtschafts- und Erziehungswissenschaft, zu den Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaften, zu Science Studies und Philosophie und natürlich zur Geschichtswissenschaft und Ethnologie – den beiden Fächern, die auf ähnlich unspezialisierte Weise wie die Soziologie allgemeine Gesellschaftswissenschaften sind: die der vergangenen Gesellschaften, aus der sich die gegenwärtige entwickelt(e) und die der nicht-westlichen Gesellschaften, in Relation zu denen sich die westliche entwickelt(e).³

Die interne Selbststrukturierung des Faches macht sich zum einen an seinen *Gegenständen* fest: Mit den speziellen Soziologien (im Schema in Abb. 1 durch die feinen Linien angedeutet) sind es vor allem Felder der funktional differenzierten Gesellschaft, mit Unterscheidungen vom Typ Mikro/Meso/Makro sind es Ordnungsebenen. Zum anderen gibt es Differenzierungen der *Arbeitsweise*. Da ist der Reichtum – oder der Wildwuchs – unserer theoretischen und methodischen *Ansätze*, die als Vielfalt gepriesen oder als »Multiparadigmatase« (Niklas Luhmann) geschmäht werden. Da ist aber auch eine Differenzierung von drei *professionellen Arbeitsfeldern*, die ich als die

³ Neben den genannten Fächern gibt es natürlich auch fernere Nachbarn, die uns themenweise nahe rücken können, zum Beispiel die Architektur und Geografie für den Berliner SFB zur Re-Figuration von Räumen oder die Amerikanistik und Theaterwissenschaft für die Mainzer Verbundinitiative zur Humandifferenzierung.

Disziplinen des Faches verstehen möchte: die theoretische, quantitative und qualitative Grundlagenforschung. Sie bilden eigensinnige Apparate der Erkenntnisproduktion, die selbstkontrollierte Arbeitsformen entwickelt haben.

Abbildung 1: Die Soziologie und ihre Nachbarn⁴



⁴ Schemata haben die schlechte Eigenschaft schematisch zu sein. Das gilt für die Beschränkung auf etablierte Disziplinen (unter Vernachlässigung von vielen ›Studies) und auch für die graphische Darstellung enger oder entfernter Nachbarschaften. Natürlich gibt es Bezüge etwa der quantitativen Forschung zur Erziehungswissenschaft, der qualitativen zur Geschichtswissenschaft, der Theorie zur Literaturwissenschaft. Aber ich denke, die wichtigsten Nachbarschaften finden sich tatsächlich ungefähr wie abgebildet.

Wer eine spezielle Soziologie betreibt, kann alle anderen ignorieren, wer einem Ansatz frönt, darf andere zumindest vernachlässigen. Aber auch wer eine intellektuelle Glaubensgemeinschaft pflegt oder stets den gleichen spezifischen Wirklichkeitsausschnitt bearbeitet, kommt an Bezügen zu den drei Kernbereichen des Faches nicht vorbei, die die Professionalität dieser Passionen sichern. Zu den drei Disziplinen hinzu kommen die zwei Randzonen der angewandten Forschung und der Public Sociology, die verschiedene Kontaktflächen zur Gesellschaft bespielen: vor allem den Austausch mit der Politik (über Beratung und Auftragsforschung), mit den Medien (über soziologische Publizistik) und mit sozialen Bewegungen (durch Mandatierung und Advokation).⁵

Im Kontext ihrer Nachbarfächer ist die Soziologie wegen ihrer Vielschichtigkeit eine enorm integrationsfähige Wissenschaft. Ihre Segmente haben aber ganz verschiedene Wahlverwandtschaften und »Handelsbilanzen« mit ihren jeweiligen Nachbarn: Während die an Ökonomie, Demographie und Sozialpsychologie orientierte standardisierte Forschung von dort Denkstile importiert und empirische Daten oft an staatliche Stellen exportiert, sind andere Segmente viel stärker durch den Import empirischen Wissens und durch einen Exportüberschuss von Theorie- und Methodenkompetenz bestimmt. Auch die Beziehung zur Politik ist mal enger, mal distanzierter.

Große Bereiche der Soziologie verstehen sich als Grundlagenforschung. Die Public Sociology ist stärker politisch aufgeladen. Die quantitative Sozialforschung liegt weit im Feld der angewandten Forschung, wo sie auf Politikberatung zielt, für die Grundlagenfragen eher hinderlich sind (Scheffer 2017).

Die breite Aufstellung des Faches impliziert also, dass seine Segmente *nicht* dieselben Nachbarn haben, sich daher unterschiedlich identifizieren und distinguieren, und dass die enormen Differenzen zwischen seinen Nachbarn im

⁵ Auch die Public Sociology trägt zur Einheit des Faches bei, da es sich in dem spiegeln kann, was die Öffentlichkeit von ihm wahrnimmt. Michael Burawoys (2015: 28 ff.) Viertertypologie von antagonistisch interdependenten Fachsegmenten – die (in der Fremdbeobachtung) »trendige« Public Sociology, die »dogmatische« kritische Soziologie, die »servile« anwendungsbezogene und die »unbedeutende« professionelle – ist allerdings mit Hilfe einer handlungstheoretischen Unterscheidung von Zweck und Mittel konstruiert, die von vornherein politiknah angelegt ist. Sie hebt die Rolle von öffentlichen Intellektuellen, Sozialphilosophinnen und Auftragsforschern hervor, hat aber keinen rechten Sinn für die Professionalität der professionellen Soziologie.

Rahmen unseres Faches als *interne* Spannungen wirken.⁶ Deswegen sind Soziolog:innen füreinander so strapaziös. Und deshalb kommen sie an intellektueller Streitlust nur in dem Maße vorbei, wie sie sich aus der Soziologie zurückziehen. Ein polyzentrisches Fach wie die Soziologie kann seine Einheit nur im Gravitationsfeld seiner spannungsreichen Nachbarschaften haben: als *Intradisziplinarität*, das heißt in Form einer dynamischen Integration, die fachlichen Dissens explizit sucht und aushält.

2. Welche diskursiven Bedingungen braucht intradisziplinäre Integration?

Konflikte sind im Wissenschaftssystem insofern normalisiert, als Kritik der weithin akzeptierte Betriebsmodus der Kommunikation ist. Deshalb arbeitet der Peer Review von Fachzeitschriften mit einer durch Anonymität gesicherten Enthemmung von Kritik und mit der Steigerung von Meinungsverschiedenheit durch Zweitgutachten und Herausgeberkonkurrenz (Hirschauer 2018a). Diese Kritik wird dann lästig, wenn sie das Dissensniveau allmählich steigert: vom Optimierungsvorschlag der fachlich nahen Kollegin über die Intervention des Konkurrenten in den Grundgedanken bis zum ärgerlichen Versuch des Reviewers, die Autorin auf die Seite der Argumentationsgegner zu ziehen. Man kann dieser aufgezwungenen Lernsituation und unbequemen kritischen Beobachtung durch Fachkolleg:innen nur durch kommunikativen Rückzug entgehen: entweder in Sammelbände, mit denen kleine Gemeinschaften ihre Fähnchen in den Diskurs pflanzen, oder in immer stärker spezialisierte Zeitschriften, die kaum noch Leser:innen haben. Ohne fachübergreifende Zeitschriften oder ohne Plenarveranstaltungen auf Kongressen würde ein Mechanismus der Gehörerzwingung fehlen, der dafür sorgt, dass auch grundlegende Kritik zu Ohren von hervorragend geschulter Schwerhörigkeit noch durchdringen kann.

Solche Sachkonflikte wie in der Wissenschaft sind nun, wie Heinz Messmer (2003) vorgeschlagen hat, von Beziehungs- und Machtkonflikten zu unterscheiden. In Beziehungskonflikten stehen Fragen von Schuld und An-

⁶ So verstärken die Science Studies eine reflexiv-konstruktivistische Haltung der Wissenssoziologie und so verstärkt der konzeptuelle Individualismus der Ökonomie und Sozialpsychologie den der standardisierten Sozialforschung.

erkennung im Vordergrund, in Machtkonflikten das Verhältnis von Ressourcen und Drohungen. Die Frage ist, wie sich ein Konflikttypus auf seinem ureigenen Niveau stabilisieren kann, sodass gesteigerte Sachkonflikte nicht in Beziehungskonflikte kippen, und diese nicht in Machtkonflikte. Betrachtet man den professionspolitischen Streit in unserem Fach aus dieser Perspektive, so besteht ein erster Schritt zur Intradisziplinarität darin, grundlegende Sachkonflikte aus Macht- und Anerkennungskonflikten heraus zu präparieren – also ungehaltene Äußerungen durch noch nicht gehaltene Dialoge zu ersetzen.

Ein gut erkennbares soziales Kommunikationshemmnis war und ist die Kopplung mit dem Machtkonflikt einer verbandspolitischen Konkurrenz. Das vergiftet den Meinungsstreit mit Ressourcenfragen und macht ihn unlösbar. Ferner zeigte sich eine Kopplung von sachlichem Dissens mit Konflikten um Anerkennung. So vernahm man von der einen Seite die Klage von der fehlenden Repräsentation in den Gremien der DGS und das heißt auch von der fehlenden Zustimmung ihrer Wählerschaft. Auf der anderen Seite hat Jörg Strübing an das 70-jährige hegemoniale Anerkennungsgefälle, die »einseitig abwertende Tonalität« (Strübing 2019: 148) zwischen den Methodenparadigmen erinnert.

Was meint Anerkennung? Ein fachlicher Pluralismus in Wissenschaften braucht mehr als ein *ethnischer* Pluralismus in Nationalstaaten. Dieser kann sich im Wesentlichen auf die Tolerierung kulturell anderer Lebensformen beschränken (oft reicht Indifferenz).⁷ Fachlicher Pluralismus muss erstens die Sachkritik der Prämissen anderer Ansätze betreiben und sie sich umgekehrt zu Herzen nehmen (sich also einer professionellen Konkurrenz aussetzen). Zweitens muss er auf der Prämisse der wissenschaftlichen Rationalität anderer Ansätze aufbauen, indem er gute soziologische Gründe unterstellt, diesen Gegenstand und jene Fragestellung mit diesem Denkstil und jener Methode zu untersuchen. In der Sozialdimension beruht die prekäre Einheit unseres Faches auf dem stillschweigenden Konsens, eigene Kompetenzgrenzen zu kennen und fremde Kompetenzen anzuerkennen. Insofern beruht die Einheit der Soziologie in erster Linie auf dem Respekt vor den Wissensvorsprüngen anderer Ansätze und darauf, wie viel von der eigenen Ahnungslosigkeit man noch zu bemerken in der Lage ist.

⁷ Scheffer, Schmidt (2019) sprechen für diese Indifferenz zwischen Paradigmen von »Paralleluniversen«, Nicole Burzan (2019: 33) von eklektischen oder ignoranten Formen der Koexistenz.

Um aber etwas nicht der eigenen Forschungspraxis Entsprechendes als Wissenschaft anerkennen zu können, braucht es bereits eine fachliche Grundkompetenz. Denn natürlich gibt es in allen Fächern im Zuge der unvermeidlichen Spezialisierungen erhebliche Verstehensprobleme. So werden etwa in der Medizin – einer nachbarschaftlich entfernten Humanwissenschaft – die Verstehenschancen durch die Grundausbildung zum Allgemeinmediziner gewährleistet, auf deren Basis Hausärzte zu Fachärzt:innen überweisen; und eine Onkologin oder ein Psychiater würden die allermeisten Krankheiten – zum Wohle ihrer Patienten – nicht selbst behandeln. In der Soziologie haben wir eine solche, Respekt verbürgende, Grundausbildung nicht. Die Fragmentierung der Studiengänge lässt inzwischen an vielen Standorten halbgebildete Spezialist:innen ohne breites Basiswissen entstehen. Damit fehlt eine weitere Voraussetzung für gelingende fachliche Auseinandersetzung: theoretische und methodische *Mehrsprachigkeit*.

Sie wird lokal sehr ungleich gewährleistet. Viele Soziolog:innen *sind theoretisch* mehrsprachig sozialisiert, an einigen Standorten geht es aber recht schmalspurig zu (Lenger, Rieder, Schneickert 2014). *Alle* Soziolog:innen haben eine solide grundständige oder gute quantitative Ausbildung, aber nur eine knappe Hälfte bekommt auch Grundzüge qualitativer Methoden vermittelt (Hirschauer, Völkle 2017). Der sogenannte Methodenstreit in unserem Fach besteht bis heute in unüberwindbaren Verständigungsproblemen Bilingualer mit Monolingualen. Dies war der Hauptgrund für die Gründung einer Sektion für Methoden qualitativer Sozialforschung.

Eine mehrsprachig, also halbwegs pluralistisch gebildete Soziologin könnte etwa sagen: »Ich bin keine Luhmannianerin, aber ich erkenne an (bei aller Kritik), dass Luhmann durch sein Werk Standards für Theoriebildung gesetzt hat. Ich bin kein Ethnomethodologe, aber ich meine, dass die Ethnomethodologie Standards empirischer Akribie gegenüber sozialen Phänomenen gesetzt hat. Ich bin kein quantitativer Sozialforscher, aber ich habe Respekt vor der Kumulativität, der professionellen Arbeitsteiligkeit und kontrollierten Skepsis dieser Forschungsrichtung.« So ist eine kluge Theoretikerin denn auch nicht einfach Luhmannianerin oder Latouristin, sie hat nur vielleicht biografisch entstandene Präferenzen für einen Ansatz, während sie lernoffen andere rezipiert. Und so ist ein versierter Methodiker sicherlich notgedrungen spezialisiert, aber er überschaut das, von dem er wegen seiner Ausbildung nicht viel versteht.

Zu diesen Ausbildungsdefiziten kommt hinzu, dass sich die Paradigmen unseres Faches unterschiedlich zu dessen Pluralismus positionieren. Wie alle

Minderheiten unterstützen ihn die schwächer repräsentierten Ansätze und wünschen sich ihn bisweilen ganz kritik- und kriterienlos. Das Fachsegment, das seit drei Jahren seine organisatorische Verselbständigung betreibt, kritisiert die Pluralität dagegen als »Beliebigkeit« und sortiert sie mit der ambitionierten Unterscheidung von professionell und unprofessionell. Man mag diese Rhetorik als Polemik abtun, sie hat aber zwei systematische Gründe.

Der erste ist ein forschungsorganisatorischer. Eine der Stärken der analytisch-empirischen Soziologie, ihre Kumulativität, beruht auf einer sehr starken internen Arbeitsteilung. Der Sinngehalt numerischer Daten stützt sich auf ständige Vergleiche von Studien; und ganze Forschungsinstrumente werden arbeitsteilig fortentwickelt. Der Preis für diese starke soziale Binnenorientierung des Ansatzes ist, dass die fachliche Arbeitsteilung außerhalb seiner selbst aus dem Blick gerät. Die Steigerung der eigenen Leistungsfähigkeit verengt den Horizont und es entstehen Anschlussprobleme an die gewachsene Vielsprachigkeit des Faches.

Der zweite Grund für die ambitionierte Rhetorik ist, dass sich die analytisch-empirische Soziologie nicht einfach als Paradigma wie andere versteht, sondern als Garant der Wissenschaftlichkeit der Soziologie. Dies hat Gründe in ihrer Präferenz für einen spezifischen Ansatz innerhalb eines Nachbarfaches: der kritisch-rationalen Wissenschaftstheorie in der Philosophie. Die Position, es gebe »für die Soziologie – aller Schattierungen – eine einheitliche, für alle Wissenschaften gültige Methodologie« (Esser 2018a: 133) wirft zwei Probleme auf. In der Sachdimension ist sie durch 40 Jahre empirische Wissenschaftsforschung überholt. Man weiß aus der Forschung über die Praxis, den Technikeinsatz und die Diskursgeschichte von Disziplinen von der großen Vielfalt, mit der sie sich als Wissenschaften professionalisieren.⁸ Die analytisch-empirische Soziologie begegnet diesem empirischen Wissen mit einer zunehmend normativen Haltung. Diese Normativität entstammt nicht wie in Teilen der Public Sociology den politischen Commitments zu sozialen Bewegungen, sondern der Rückversicherung im Rahmen einer präskriptiven Philosophie, die Gefahr läuft, sich vom Kritischen Rationalismus

⁸ Das Postulat einer »einheitlichen Methodologie« für Ökonomie, Theologie, Botanik, Teilchenphysik, Germanistik usw. folgt einem essentialistischen Wissenschaftsbegriff. Auf einen solchen, den Tatsachen zuliebe, zu verzichten, bedeutet nicht, die »Familienähnlichkeiten« von verwandten Praktiken in vielen Fächern zu übersehen, geschweige denn die sozialen Formen des organisierten Skeptizismus (etwa den Peer Review) zu bestreiten, mit denen sich Wissenschaften von anderen gesellschaftlichen Feldern distinguieren.

zu einem selbstkritischen Rationalismus zu entwickeln. Es ist eine kontrafaktische, nicht nur die Vielfalt des *eigenen* Faches, auch die anderer Wissenschaften verleugnende Doxa. Da steht man dann und kann nicht anders.

Das andere Problem entsteht in der Sozialdimension. Eine Einheit der Soziologie lässt sich nicht herstellen, wenn eines ihrer Paradigmen die Einheit aller Wissenschaft in einer bestimmten Forschungspraxis sucht (anstatt in sozialen Formen). Das positivistische Credo, es gebe nur eine Art, eine Wissenschaft zu sein, beendet jeden fachlichen Dialog durch eine vorausgeschickte Anerkennungsverweigerung. Aus der Vorstellung einer Einheit der Wissenschaft folgt eine konstitutive Toleranzschwäche, ähnlich wie im Monotheismus: Wenn es nur einen Gott gibt – eine Wirklichkeit, eine Wahrheit, eine wissenschaftliche Methode – wie ist dann mit den Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften umzugehen? Der Traum von der Einheit der Wissenschaften ist zu einem Sprengsatz für die Einheit der Soziologie geworden.

3. Welche fachlichen Strukturen lassen sich für welche Sachkonflikte nutzen?

Wenn man einmal annimmt, die Diskurshemmnisse ließen sich ausräumen – wie könnte die Soziologie ihre fachlichen Strukturen nutzen, um Sachkonflikte im Sinne gesteigerter Intradisziplinarität zu organisieren? Thomas Scheffer (2017) hat hierzu festgestellt, dass unser Fach mit seinem, dem Gegenstand geschuldeten Pluralismus ein sehr anspruchsvolles Wissensregime geschaffen hat, das dazu zwingt, eine Sache stets in verschiedenen Hinsichten zu vertreten. Wer Mikro sagt, muss auch Makro sagen, wer Struktur sagt, muss auch Kultur im Blick behalten. Die allgemeine Wissenschaft des Sozialen stellt ständig neue Ansprüche und zieht ihre Vertreter:innen immer wieder aus ihren spezialisierten Filterblasen zurück auf kontroverses Terrain.

Aus dieser spannungsreichen Lage lässt sich ein spezifisches Modell der Professionalisierung ableiten. Begreift man Professionalisierung als eine gemeinsame, unabschließbare Daueraufgabe der Ausdifferenzierung der Soziologie aus den Ethnosoziologien der Gesellschaft, so ist festzustellen, dass die Fachsegmente *konkurrierende Projekte* der Professionalisierung verfolgen. Die theoretische, qualitative, quantitative und Public Sociology haben divergierende Vorstellungen von wissenschaftlicher Güte und von Professionalisi-

tätsmängeln. Dies liegt auch am Einfluss der als Nachbarn rezipierten Referenzfelder, die als Modellfelder und als Anerkennung spendendes Publikum ihren Einfluss ausüben. Aus der Perspektive dieser nachbarschaftlichen Lagerung versteht man das Fach dann auch insgesamt eher als im engeren Sinn sozialwissenschaftliches oder kulturwissenschaftliches Unternehmen, als sozialphilosophisches oder politisches Projekt. Aus der gegenseitigen Beobachtung der Fachsegmente kann und sollte daher ein allseitiger Professionalisierungsdruck auf die Schwächen der je anderen Segmente folgen: Mängel der Kumulation von Wissen in der qualitativen Forschung, empirische Sterilität in mancher Theoriebildung, ein überpolitisiertes Rollenverständnis und milieuorientiertes Publikationsverhalten in der Public Sociology, theoretische Diversitätsmängel und epistemische Orthodoxie in der analytisch-empirischen Soziologie.

Zu den ungehaltenen Dialogen, in denen dieser wechselseitige Professionalisierungsdruck sich entfalten müsste, gehört die Frage der Gütekriterien. Wo die analytisch-empirische Soziologie *methodisch kontrollierte, theoretisch präzise* Forschung sucht (AS 2019), wird in der qualitativen Forschung *methodisch feinsinnige und erfindungsreiche* Forschung prämiert, in der soziologischen Theoriebildung eher *fantasievolles und horizonterweiterndes* Denken. Auch vergeben die Disziplinen das Mandat an die Ausübung von Kontrolle epistemologisch gegenläufig: Der *methodischen* Kontrolliertheit der quantitativen Forschung würde die Theoriebildung die Frage nach ihrer *theoretischen* Führung entgegenhalten, während sich die qualitative Forschung mit ihrem Gütekriterium der Gegenstandsangemessenheit primär als *empirisch* kontrolliert versteht.⁹ Erst wenn man Gütekriterien der Forschung aus engen messtheoretischen Relevanzen löst (vgl. Strübing et al. 2018) und mit Standards anderer Fachsegmente vergleicht, wird man sehen können, wie breit angelegt fachuniversell gedachte Gütekriterien sein müssten.

⁹ Grundsätzlich kann auch die Public Sociology an dieser fachinternen Konkurrenz um Professionalität teilnehmen, indem sie etwa der analytisch-empirischen Soziologie ihre literarischen Defizite und mangelnde Öffentlichkeitswirkung vorhält. Aber was sind dann ihre eigenen Gütekriterien? Was genau unterscheidet etwa die bekenntnishafte moralische Pose, in der sich jemand unter Nutzung eines akademischen Titels als Bürgerin engagiert, von einer skeptischen, soziologisch fundierten Position in der öffentlichen Debatte? Was genau differenziert die mediengängige knallige These, die zu schnell (womöglich schlampig) geschrieben ist, von einem klugen zeitdiagnostischen Beitrag? Was ist eine gelungene Form von Wissenschaftskommunikation, die der Soziologie öffentlich Gehör verschafft, was nur politisierende und ethisierende Gesinnungspublizistik?

Worüber wird noch zu reden sein? Ich meine, es sind tatsächlich in erster Linie Fragen der Epistemologie: das Theorie/Empirie-Verhältnis, der Methoden- und Datenbegriff. Aber auch ein Austausch über divergierende Fragestellungen und Forschungsziele tut Not. Dabei werden unsere ungehaltenen Dialoge die Bezugspunkte, Relevanzen und Routinen einzelner Fachsegmente nicht länger routiniert voraussetzen können, sie müssen sie zum Thema machen. Wenn dies gelingt, dürfte es die Konfliktlinien so verschieben, dass das tradierte Selbstverständnis der Parteien nicht länger aufrechterhalten werden kann. Betrachten wir hierfür exemplarisch die epistemologische Spaltung, die die Reflexionstheorien des Realismus und Konstruktivismus, die in der Forschungspraxis wenig hilfreich sind, zu Kampfbegriffen verunstaltet hat.

Zu den positivistischen Missverständnissen der Science Studies (in den sogenannten *Science Wars*) gehört, dass diese mit der sozialen Kontingenz wissenschaftlicher Tatsachen auch deren Arbitrarität behauptet hätten. Aber nirgends wird klarer gesehen als in den Science Studies, dass die Wissenschaft eines der leistungsfähigsten Felder der Gesellschaft ist, untauglich sind nur die meisten philosophischen Beschreibungen dieser Leistungsfähigkeit: Wissenschaftler folgen – wie die empirische Forschung unserer historischen und anthropologischen Nachbarn gezeigt hat – nicht einem hehren Ideal der Wissenschaftlichkeit, sondern einer Vielzahl hochprofessioneller Praktiken der Realitätsthroughdringung mit je eigener Stringenz.¹⁰

Zur Durchkreuzung der Kampfbegriffe seien daher einmal drei Vorschläge gemacht und damit einer der Dialoge eröffnet: Erstens bietet es sich meines Erachtens an, zwei Realismen zu unterscheiden: den Primärrealismus der analytisch-empirischen Soziologie vom Sekundärrealismus der Wissenssoziologie. Eine Primärrealistin fasst das Alltagswissen in Durkheimischer Manier als subjektiv verzerrtes, vorurteilsbeladenes Wissen auf, das durch soziologisches Wissen über die wirklichen Tatbestände zu überwinden ist. Ein Sekundärrealist nimmt sich gesellschaftliche Wissensordnungen dagegen zum Gegenstand, um das Handeln der Leute im Rahmen der von ihnen unterstellten Wirklichkeiten zu verstehen. Dabei muss man zwangsläufig mit Wirklichkeit im Plural rechnen: die der unterschiedlichen Teilsysteme – der Medien, der Politik, der Familien etc. – und die der unterschiedlichen Sinnschichten – der kognitiven Einstellungen und Annahmen, der

¹⁰ Insofern ist Oliver Römer (2019) zuzustimmen, dass es einer Wissenschaftstheorie der Soziologie bedarf, nur müsste sie eben auf Basis einer soziologischen Wissenschaftstheorie und soziologischer Wissenschaftsforschung entstehen.

Diskurse und sozialen Strukturen, der Verhaltensweisen und Praktiken oder der technischen Infrastrukturen. Sekundärrealisten beanspruchen nicht, objektiv zu sein, sondern jene kulturellen Kategorien, Muster und stillen Prämissen zu objektivieren, also zu vergegenständlichen, die objektive Sozialforscher:innen voraussetzen und zielstrebig in Gebrauch nehmen.

Dabei gibt es zweitens auf der Ebene der Wertorientierung der Forschung klare Konvergenzen. Wirklichkeit, das ist für beide Seiten zunächst der Stoff, aus dem wir unsere Daten präparieren, und alle Wissenschaft bemüht sich darum, eine möglichst intersubjektiv teilbare Version dieses Stoffes zu schaffen. Sogenannte Realisten gehen davon aus, dass es die eine Wirklichkeit schon gibt, und dass die Wissenschaft mit der Evidenz ihrer Daten und der Autorität ihrer Methoden öffentlich sagen soll, was der Fall ist. Sogenannte Konstruktivisten meinen, dass die eine Wirklichkeit gegen die multiplen Realitätsentwürfe in der Gesellschaft erst zu gewinnen ist, und dass die Stimme der Wissenschaft um Zustimmung zu werben hat. Sie sagt nicht einfach, was der Fall ist, sondern welche guten Gründe sie hat, eher dieses als jenes für möglich zu halten. Aber für beide Seiten bleibt die eine Wirklichkeit eine konstitutive Fiktion: Für die einen gibt es sie schon wie ein höheres Wesen am *Anfang* unserer wissenschaftlichen Schöpfungen, für die anderen entsteht sie eher als mögliches *Ergebnis* dieser Schöpfungen.

Drittens kann man solche Konvergenzen wahrscheinlich erst sehen, wenn man die Autostereotypen durchkreuzt, die sich einstellen, wenn Selbstbeschreibungen, in der Polarisierung von Konfliktparteien überspitzt und von Selbstkritik bereinigt, zu epistemologischen Lebenslügen werden. Eine mögliche Lockerungsübung läge darin, einmal die Präferenzen der Gegenseite auszuprobieren und die Vokabularien zu übersetzen: So liegt der Tradition des ethnografischen Naturalismus eine durch und durch realistische Epistemologie zugrunde, die nur noch übertroffen wird vom Bemühen der Interaktionsforschung mittels Audio- und Videoaufzeichnungen ein datenförmiges Duplikat eines Realitätsausschnittes herzustellen. Umgekehrt beruht die Leistungsfähigkeit der analytisch-empirischen Forschung (genau wie die der Laborwissenschaften) sicher nicht auf Realitätsnähe, sondern auf der Maximierung von Artifizialität: der analytischen Aufspaltung komplex verbobener Phänomene in Aspekte und Faktoren und ihre Umsetzung in technische Operationen. Die Stärke dieser Forschung liegt in ihrer geradezu ingenieurwissenschaftlichen Konstruktivität. Ihre modelltheoretischen Annahmen und ihr operatives Vorgehen formatieren die Wirklichkeit mithilfe der »zuhandenen« kulturellen Kategorien zu simulationsfähigen Prozessen.

Der härteste Realismus in der Datenproduktion findet sich so gesehen in der sozialkonstruktivistischen Forschung, die radikalste Konstruktivität in der sogenannten »Realwissenschaft« (AS 2019) der analytisch-empirischen Soziologie.

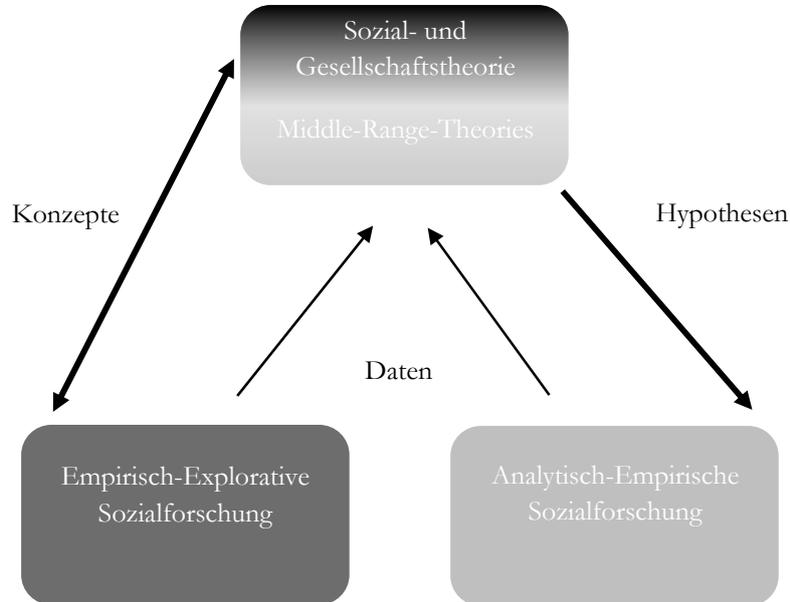
Auch in anderen Hinsichten dürften die anstehenden Sachkonflikte eine Überarbeitung liebgewordener Selbstbeschreibungen erfordern. So drängen Nina Baur und Hubert Knoblauch (2018) mit Recht darauf, dass sich die standardisierte Forschung viel stärker als interpretative Forschung würdigt und kontrolliert. Aber auch das Selbstverständnis der Ethnografie, die sich stets als methodologischen Situationismus begriff, ist bei Licht betrachtet nicht haltbar. Sie beruht auf einem *theoretischen* Situationismus, methodisch geht keine Forschungsstrategie individualistischer vor als eine Feldforschung mit der Grundidee, sich selbst sozialen Situationen auszusetzen. Umgekehrt ist das Label »methodologischer Individualismus« auch nicht viel mehr als eine alte Sprechgewohnheit. Denn diese Forschung arbeitet vor allem mit einem *theoretischen* Individualismus. Methodisch rekurriert sie zwar auf individualisierte Forschungsobjekte, auf Seiten des Forschungssubjekts findet sich aber ein ausgeprägter *methodologischer Instrumentalismus* von Formeln und Formularen.

Macht man sich klar, wie grundverschieden der Begriff des Empirischen in den Paradigmen der empirischen Sozialforschung ist, wie erfahrungsfern und abstrakt auf der einen Seite, wie erfahrungsnah und konkret auf der anderen, scheint mir die unscheinbare Umbenennung der »empirisch-analytischen« Soziologie¹¹ in die »analytisch-empirische« ganz folgerichtig. Sie lädt dazu ein, die drei Disziplinen des Faches neu zu benennen und ihre Arbeitsteilung neu zu bestimmen. Dabei scheint es mir sinnvoll, auch die Theoriebildung als theoretische Sozialforschung zu fassen, denn auch die Entwicklung begrifflicher Sprachspiele verfügt über eine Praxis (Luhmann 1970; Abbott 2004) mit implizierter Methodizität, über die sie auskunftsfähig sein sollte. Die qualitative Sozialforschung ist am besten als *empirisch-explorative* Forschung bezeichnet. Denn sie ist in erster Linie und emphatisch empirische Sozialforschung. Explorativ trifft darüber hinaus zwei weitere ihrer Charakteristika: die Offenheit des Forschungsdesigns und die Prämierung des Neuen, also von Originalität und Innovation.¹²

11 So waren die »Grundsätze« der AS in den ersten zwei Jahren betitelt.

12 Zwei Einwände seien antizipiert: 1. Manche werden anstelle von »explorativ« eine Präferenz für »interpretativ« haben, aber mir scheint dieses Label, nachdem es in der qualitati-

Abbildung 2: Die Disziplinen der Soziologie



In der Arbeitsteilung der drei Disziplinen sollte in einem Fach, dessen Segmente sich wechselseitig professionalisieren, empirische Forschung primär dazu da sein, die Theoriebildung voranzubringen, theoretische Forschung primär dazu da sein, die Empiriebildung voranzubringen (Hirschaer 2008).

In dieser wechselseitigen Bedingtheit überprüft die analytisch-empirische Sozialforschung *Hypothesen* aus *Middle-Range-Theories* und kumuliert so empirisches Wissen. Die empirisch-explorative Sozialforschung beliefert einen

ven Sozialforschung in den letzten Jahren wiederholt auch zur Schließung einer hermeneutisch fundierten Schule gebraucht wurde (etwa zur Abgrenzung von der Konversationsanalyse), nicht mehr inklusiv genug zu sein. 2. »Explorativ« wurde aus positivistischer Sicht lange als protowissenschaftliche Testphase der Forschung verniedlicht, aber zum einen können »explorativ« im Sinne dieser Vorstufigkeit natürlich auch standardisierte Studien sein, die indizieren, wo sich Tiefenbohrungen überhaupt lohnen; zum anderen sollte die Valenz solcher Attribute nicht länger von Ansätzen dekretiert werden, deren Wissenschaftsverständnis auch das Attribut »kreativ« tatsächlich nur mehr als Schimpfvokabel aufzufassen vermag (Esser 2018b: 251 ff.).

anderen Teil des Zusammenhangs, indem sie *Konzepte* entwickelt – als Situationsanalyse für die Sozialtheorie, als historische Forschung für die Gesellschaftstheorie. Es sind also unterschiedliche Segmente theoretischer Forschung, an denen sich die Paradigmen empirischer Forschung orientieren und es sind unterschiedliche Zeitpunkte eines Theorie/Empirie-Zyklus, an denen sie ihre Einsatzpunkte haben. *Ein* Problem haben alle drei Disziplinen gemeinsam: Vergleichbarkeit herzustellen. Die analytisch-empirische Sozialforschung erzwingt sie schon in der Standardisierung der Datenerhebung, die empirisch-explorative sucht sie in der Datenanalyse ihrer Fälle auf Ebene der Konzepte, und die Funktion von Theorie kann man insgesamt, noch bevor man Theorievergleiche anstellt, darin sehen, Unvergleichbares vergleichbar zu machen (Luhmann 1997: 42).

4. Welche organisatorischen Konsequenzen bieten sich an?

Ich habe in diesem Beitrag versucht, den professionspolitischen Konflikt in der deutschen Soziologie der letzten Jahre zu rekonstruieren. Der von mir verwendete Begriff von Disziplin war dabei bewusst deviant. Er versuchte, die Frage nach der Einheit der Soziologie als Wissenschaft so zu beantworten: Die Soziologie sollte als Fach, das heißt als professionelle Einheit und selbständiges Lehrgebiet an Universitäten, nur *eine* Wissenschaft sein. Als Disziplin ist sie keine Unität. Sie verfügt vielmehr über mehrere Disziplinen und sollte dies als ihre Stärke sehen. Ich habe den innerfachlichen Austausch von Fachsegmenten daher als Intradisziplinarität verstanden, ein Kommunikationsmodus, der von deren Lagerung im Feld der Nachbarfächer bestimmt wird, mit denen man Relevanzen, Themen, Denkstile teilt und von denen erhebliche Zug- und Fliehkräfte ausgehen: etwa als Modellfächer, die Lernchancen bieten, Reputationsriesen, die starke Finanzpartnerschaften sichern, als Publikum, das Anerkennung spendet. Damit die Soziologie ein lebendiger Umschlagplatz und ein Ideenmarkt zwischen diesen Nachbarschaften bleiben kann, empfiehlt es sich, den Professionskonflikt angemessen zu verstehen und Sachkonflikte zu pflegen. Denn erst, wenn man auf die Unterstellung einer gegebenen Wissenschaft verzichtet und akzeptiert, wie weit Fachsegmente auseinanderliegen, wird die Tiefe ihres Dissenses plausibel und bearbeitbar.

Eine Fehlwahrnehmung ist, dass es sich nur um einen »Methodenstreit« handle. Dies ist eine erhebliche sachliche Verkürzung, da der Methodendualismus auch Dissense über relevante Fragestellungen sowie epistemologische und theoretische Sachkonflikte umfasst (Hirschauer 2018b).¹³ Diese Fehlwahrnehmung hat aber Gründe in den Erwartungsstrukturen des Faches. Vor dem Hintergrund der unvermeidlichen Fragmentierung in spezielle Soziologien, mit denen unser Fach seine weit gespannten Gegenstände zu fassen versucht, lagen immer schon große Einheitserwartungen auf der Allgemeinen Soziologie. Nachdem die Theoriebildung diese Erwartung nach dem Strukturfunktionalismus erfolgreich abgewiesen hat, wurden die Einheitserwartungen auf die Methoden projiziert. Unser Fach hat sich die tiefsten theoretischen Zerwürfnisse in der stillen Hoffnung geleistet, wenigstens »die Regeln der soziologischen Methode« bleiben davon unberührt. Es ist wie zu Weihnachten: Genau hier musste es krachen, weil es hier so friedlich bleiben sollte.

Die größten Differenzen gibt es aber nicht zwischen den »Methodenlagern«, sondern zwischen der Soziologie, die das Wissen ausschließlich als ein Gut betrachtet, das die Wissenschaft in hoher Qualität für die gesellschaftliche Nachfrage produziert; und derjenigen Soziologie, die das Wissen (das eigene eingeschlossen) auch als ihren *Gegenstand* versteht. Das gilt nicht nur für die qualitative Sozialforschung, es gilt generell für die Wissens- und Kultursoziologie sowie für andere Kulturwissenschaften. Sind diese Perspektiven unvereinbar? Ich meine: nein.¹⁴ Zu ihrer Vermittlung braucht es aber neben den in diesem Beitrag genannten Randbedingungen auch strukturelle Konsequenzen in der deutschen Soziologie.

Die DGS hat in ihrer Stellungnahme zur Gründung der AS mit Recht die Pluralität unseres Faches wertgeschätzt und reklamiert. Dies ist aber nicht einfach eine Pluralität von Paradigmen – Forschungsansätzen, die ihre Stärken und kritikwürdigen Schwächen und ihre historisch begrenzte Zeit

¹³ Ginge es nur um Methoden, wäre die Sache recht harmonisch. Die Rede von *Mixed Methods* bezieht sich darauf, dass der mit ihr vorausgesetzte Dualismus natürlich auch eine kleine hybride Schnittmenge von Studien zu Fragestellungen schafft, die nach einer doppelten Methodenkompetenz verlangen; in denen es sich also lohnt, gemeinsame Sache zu machen und Denkstile zu kombinieren.

¹⁴ Jedenfalls im Rahmen der DGS. Im Rahmen der sogenannten »Akademie« gelingt der Integrationsversuch des wissenssoziologischen Basistheorems von der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit in die renovierten »Grundsätze« (AS 2019) nur auf Kosten offener Widersprüche zum proklamierten Wissenschaftsverständnis, also seltsam unanalytisch, unpräzise und unklar, nämlich unter Verkürzung des Begriffs der Konstruktion auf die Perspektivität von Subjekten (Nassehi 2018: 300).

haben – es ist vielmehr eine begrenzte Zahl von Disziplinen, ohne die die Soziologie nicht vorstellbar wäre. Daraus müssen Konsequenzen für den Stellenzuschnitt an Instituten und die Ausbildung in Allgemeiner Soziologie (in Theorien und Methoden) folgen, für die die DGS nur Empfehlungen zur Mehrsprachigkeit geben kann. Das gleiche gilt für eine pluralistische Besetzung der Herausgeberschaft von Fachzeitschriften, die sich nicht einfach explizit als Foren der Paradigmenpflege verstehen (wie der *Soziale Sinn* oder die *Sozialen Systeme*) oder implizit als solche fortwirken (wie die *KZfSS*), sondern die tatsächlich als fachuniversale Zeitschriften gelten wollen.

Für die DGS selbst scheint mir jenseits der Pluralität der Ansätze die kontinuierliche Repräsentanz der drei Disziplinen in den Gremien (Vorstand und Konzil) eine unverzichtbare Bedingung. Aber auch in der Gestaltung von DGS-Kongressen gibt es mehr Möglichkeiten, der Proklamation von Pluralität wirksame Maßnahmen folgen zu lassen. So sollten Kongressplena schon im Call durch eine Distribution der Autorenschaft auf plurale Besetzung angelegt sein und durch entsprechende Auswahl oder auch Anwerbung von Beiträgen umgesetzt werden. Auch sollte zur Vorbeugung gegen die Desintegration in spezielle Soziologien die Begegnung ihrer Milieus in Kooperationsveranstaltungen von Sektionen auf DGS-Kongressen nicht als Ausnahme, sondern eher als Regelfall verstanden werden. Pierre Bourdieu (2001: 272) hatte schon Recht, dass ein Gutteil der soziologischen Objektdefinitionen der bürokratischen Aufteilung auf Ministerien entspricht. Aber die soziale Welt ist nicht sektionsförmig.¹⁵

Unter solchen diskursiven Bedingungen scheint es mir wahrscheinlicher, dass die Soziologie als Allgemeine Wissenschaft des Sozialen überzeugt; dass ihre Sachkonflikte auch über Schulengrenzen hinweg kollegiale Auseinandersetzungen sind, in denen ein neugieriger Respekt und eine unsichere Ahnung, dass man von der anderen Seite auch etwas lernen könnte, den Ton angeben. Unsere ungehaltenen Dialoge dürften sich jedenfalls lohnen, weil jede Seite sich sonst auch selbst nicht gut versteht.

15 Natürlich bearbeiten die Sektionen der DGS nicht alle spezielle Soziologien. Zwar behandeln die meisten partikulare, gegenstandsbezogene Themen, aber es gibt auch vier Sektionen mit hoher Methodenkompetenz (darunter die Sektion Modellbildung und Simulation sowie Biografieforschung) und mindestens drei, die sich explizit als Teil der Allgemeinen Soziologie verstehen (Soziologische Theorie, Wissenssoziologie und Kulturosoziologie). Die Sektionen haben also unterschiedliches Integrationspotenzial für das Fach.

Literatur

- Abbott, A. 2004: *Methods of Discovery: Heuristics for the Social Sciences*. New York: Norton.
- AS (Akademie für Soziologie) 2019: »Grundsätze der empirisch-analytischen Soziologie«. <http://akademie-soziologie.de/akademie/grundsätze>, letzter Aufruf 15. September 2020.
- Baur, N., Knoblauch, H. 2018: Die Interpretativität des Quantitativen. *SOZIOLOGIE*, 47. Jg., Heft 4, 439–461.
- Bourdieu, P. 2001: *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Burawoy, M. 2015: *Public Sociology. Öffentliche Soziologie gegen Marktfundamentalismus und globale Ungleichheit*. Weinheim: Beltz.
- Burzan, N. 2019: Über eine multiparadigmatische Soziologie. *SOZIOLOGIE*, 48. Jg., Heft 1, 28–36.
- Esser, H. 2018a: Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust? Nicht nur eine »Stellungnahme« aus »gegebenem Anlass«. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, 7. Jg., Heft 1, 132–152.
- Esser, H. 2018b: Engführung? Ergänzungen zu einem unerledigten Fall. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, 7. Jg., Heft 2, 251–273.
- Hirschauer, S. 2008: Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis. In H. Kalthoff, S. Hirschauer, G. Lindemann (Hg.) *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 169–187.
- Hirschauer, S. 2018a: Urteilen unter Beobachtung. Performative Publizität im Peer Review. In S. Nicolae, M. Endreß, O. Berli, D. Bischur (Hg.), (Be)Werten. Beiträge zur sozialen Konstruktion von Wertigkeit. Wiesbaden: Springer VS, 275–298.
- Hirschauer, S. 2018b: Der Quexit. Das Mannemer Milieu im Abseits der Soziologie. *Zeitschrift für theoretische Soziologie*, 7. Jg., Heft 1, 153–167.
- Hirschauer, S., Völkle, L. 2017: Denn sie wissen nicht, was sie lehren. »Empirische Sozialforschung« als Etikettenschwindel. *SOZIOLOGIE*, 46. Jg., Heft 4, 417–428.
- Kitzing, M. 2020: Wissenschaftliche Grenzziehungen im Modus des Konfliktes – ein Beitrag zur soziologischen Perspektivierung eines fachinternen Disputs. Masterarbeit an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz (Betr.: S. Dickel). Unveröff. Manuskript.
- Lenger, A., Rieder, T., Schneickert, C. 2014: Theoriepräferenzen von Soziologiestudierenden. Welche Autor*innen Soziologiestudierende tatsächlich lesen. *SOZIOLOGIE*, 43. Jg., Heft 4, 450–467.
- Luhmann, N., 1970: Die Praxis der Theorie. In N. Luhmann, *Soziologische Aufklärung*. Bd. 1. Opladen: Westdeutscher Verlag, 253–267.
- Luhmann, N. 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Messmer, H. 2003: Der soziale Konflikt. Kommunikative Emergenz und systemische Reproduktion. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Nassehi, A., 2018: Über Beziehungen, Elefanten und Dritte. SOZIOLOGIE, 47. Jg., Heft 3, 292–301.
- Römer, O. 2019: Wissenschaftslogik und Widerspruch. Die Esser-Hirschauer-Kontroverse. Soziologehistorische und systematische Überlegungen zu einem »Methodenstreit«. Zeitschrift für Theoretische Soziologie, 8. Jg., Heft 2, 220–242.
- Scheffer, T. 2017: »Für eine multiparadigmatische Soziologie in Forschung und Lehre«. Interview im SoziologieMagazin, 16. Jg., Heft 2. <https://soziologieblog.hypotheses.org/10920>, letzter Aufruf 16. November 2020.
- Scheffer, T., Schmidt, R. 2019: Für eine multiparadigmatische Soziologie in Zeiten existenzieller Probleme. SOZIOLOGIE, 48. Jg., Heft 2, 153–173.
- Strübing, J. 2019: Soziologie in kriegerischen Zeiten. SOZIOLOGIE, 48. Jg., Heft 2, 143–152.
- Strübing, J., Hirschauer, S., Ayaß, R., Scheffer, T., Krähnke, U. 2018: Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. Zeitschrift für Soziologie, 47. Jg., Heft 2, 83–100.